

DIETMAR SOUS

# SWEET ABOUT ME

ROMAN



KNAUS

DIETMAR SOUS

# SWEET ABOUT ME

ROMAN



Dietmar Sous

*Sweet About Me*

Roman

Knaus

1. Auflage

© Copyright 2012 beim Albrecht Knaus Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Gesetzt aus der Stempel Garamond von  
Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

ISBN 978-3-641-07330-5

[www.knaus-verlag.de](http://www.knaus-verlag.de)

*Für Wolfgang Gerarts*

Mit vier wusste Maya, dass der Braune Waldvogel weder Schnabel noch Federn hat, weil er kein Vogel, sondern ein Schmetterling ist. Maya wollte Züchterin werden, um Schwalbenschwanz und Pantherfalter vor dem Aussterben zu bewahren. Aber nicht nur die Grazien zogen sie an, auch der unscheinbare Kleine Kohlweißling konnte sich auf ihre Sympathie verlassen.

An Raupen durfte sich in unserem Garten niemand vergreifen, sie standen unter Naturschutz, gegen den ich manchmal heimlich bei nächtlichen Razzien mit Taschenlampe und wenig Erfolg verstieß. Auch Brennesseln, wichtige Landeplätze für Schmetterlinge, machten sich ungehindert und hochnäsiger breit.

Kaum konnte Maya lesen, mühte sie sich mit Schmetterlingskunde und dem Auswendiglernen von wissenschaftlichen Bezeichnungen ab. *Korscheltellus lupulina*. *Pharmacis fusconebulosa*. Abends schlief sie oft mit dem Lehrbuch in den Händen ein.

Sie hasste Schmetterlingssammler, weil die ihre Beute töteten und aufspießten. Nie versuchte sie, die Tiere einzufangen, sie lief ihnen bloß nach und betrachtete sie, wie sie Blütennektar saugten oder sich ausruhten.

Viele Jahre war Mayas Zimmer ein Museum für selbst gemalte Schmetterlingsbilder, an den Wänden eine Tapete aus Finger-, Sprüh- und Wasserfarben. Kurz nach ihrem

vierzehnten Geburtstag hängte sie die Bilder ab und ersetzte sie durch Fotos, auf denen der Schauspieler Johnny Depp zu sehen war.

Gegen Sterben und Aussterben kämpfte sie aber weiterhin. Sie pflückte Schnecken und Regenwürmer von der Straße, brachte Spinnen vor dem Staubsauger in Sicherheit. Sie stellte ihre Versuche nicht ein, den Rest der Familie einschließlich der Katze zu Vegetariern umzuerziehen und rannte nach wie vor mit einer Handglocke über die an unser Haus angrenzenden Wiesen, um Mäuse, Igel und Käfer vor dem Bauern und seinem Mäher zu warnen.

In wenigen Stunden würde sie gestrandete Krebse und Quallen einsammeln und ins Meer zurücktragen. Dabei hätten Maya, Betty und ich viel dringender einen Retter gebraucht. Doch dass wir unserem Untergang entgegenfahren, konnte keiner von uns ahnen.

»Mach mal lauter«, sagte Maya, als der holländische Sender einen übernervösen Mix aus Techno, House und Drum and Bass brachte.

Maya saß auf dem Rücksitz, zu beiden Seiten von Käfigen eingezwängt, in denen Meerschweinchen und Zwergkaninchen den Sinn ihres Lebens darin sahen, für schlechte Luft zu sorgen. Ich schaltete das Radio aus.

»Das Problem ist, dass ich mich bei dieser Musik nicht aufs Fahren konzentrieren kann«, sagte ich.

»Du bist zu alt für diese Musik, das ist das Problem!«, rief Maya.

»Hallo, mein Schätzchen! Ich bin fünfundfünfzig und nicht fünfhundertfünfundfünfzig! Und übrigens: Neulich auf dem Elternabend hatte mindestens die Hälfte der Väter einen Bauch und eine Glatze, die meisten anderen hatten graue Haare. Ich bin nicht fett, habe keine Glatze und nur ganz wenige graue Haare.«

»Von wegen! Du hast total viele, die solltest du dir mal färben lassen –«

»Schluss jetzt, Maya«, sagte Betty, die noch kein einziges graues Haar hatte. »Nimm deine Mütze ab, und dann unterhalten wir uns mal über *deine* Frisur.«

Maya hatte vor ein paar Wochen in einem Zweithaarsalon ihre langen kastanienbraunen Haare abschneiden lassen, weil sie ein paar Euro für ein Sonderangebot in einem Kramladen brauchte. Wir hatten ihr nämlich wegen militantem Vegetarismus für einen Monat das Taschengeld gesperrt. Während Betty und ich mit Genuss ein laut Gütesiegel artgerecht gehaltenes Hähnchen essen wollten, hatte Maya uns mit Nazis verglichen, dazu ein Gebrüll wie im Schlachthof: »Mörder!«

Für hundert Briefmarken mit Tiermotiven aus irgendwelchen Operetten- und Musicalstaaten opferte Maya ihre Haare, auf die Betty und ich so stolz gewesen waren. Für wertloses, schreiend buntes Zeug und ein kleines Album ließ sie sich scheren, entstellen. Zwei Euro waren noch übrig geblieben. Die investierte sie im selben Laden in einen grünlichen »Edelstein« aus Plastik und



einen Schlüsselanhänger aus Vietnam, Geschenke für Betty und mich.

Seit dieser Aktion trennte sich Maya nicht mehr von ihrer schwarzen Mütze. Einem Lehrer, der die Kopfbedeckung im Unterricht nicht dulden wollte, erzählte sie von einer Chemotherapie. Die Klassenlehrerin hatte mir telefonisch Betroffenheit und Mitgefühl ausgedrückt. Ich hatte das Gespräch schnell beendet.

»Das ist doch nicht normal«, sagte Betty, als ich zum dritten Mal einen Rastplatz ansteuerte. »Du musst dringend zum Urologen. Dringend, hörst du?«

Ich hatte kein Problem mit der Blase, sondern Angst, der neue Dachgepäckträger, auf dem unsere Fahrräder befestigt waren, könnte sich losreißen und denen, die hinter uns fuhren, zum Verhängnis werden. Alles war aber noch an seinem Platz. Erst einmal würde es kein von mir verschuldetes Autobahndrama mit Toten und Schwerverletzten geben. Die Schrauben und Halterungen hatten sich nicht gelöst, sich nicht einmal gelockert, obwohl *ich* sie befestigt hatte.

Am Morgen hatte ich mehr als eine Stunde für den Aufbau gebraucht. Ich verstand die Anleitung nicht. *Denkbar einfach! Die Gummiteller müssen am Dachholm anliegen. Arme an der Dachreling einhaken und mit Inbusschlüssel verschrauben. Fertig!* Kopflos und verschwitzt hatte ich versucht, Text und Skizzen zu verstehen, Dachreling und Dachholm zu unterscheiden. Und welche *Arme*?

Betty und Maya hatten zunehmend gereizter Zeichen gegeben, dass sie reisefertig waren. Nachbarn sahen mir mit den Händen in den Taschen über die Schulter zu und stellten blöde Fragen. Krähen, die im Vorgarten herumhüpften, krächzten höhnisch. Ich rannte um das Auto herum, suchte ein Wunder, fand aber immer nur mein blaues. Ich fühlte mich vom Heimwerkerpech verfolgt wie Buster Keaton, der in einem Film, dessen Namen ich vergessen habe, einen Nagel für ein kleines Bild in die Wand schlägt und damit das ganze Haus zum Einsturz bringt.

Eigentlich wollten wir früh losfahren an diesem Unglückstag, um mehr Zeit für das Meer zu haben. Betty hatte den neuen Gepäckträger gekauft, weil der angeblich leichter zu handhaben war als der alte. *Eins, zwei, drei - fertig! Ein Klacks, ein Kinderspiel, absolut idiotensicher! Und schwupps, die Räder obendrauf!*

Schließlich hatte Betty mir die zerknitterte Aufbauanleitung aus den ratlosen Händen gerissen. Sie brauchte keine fünf Minuten, um den Gepäckträger so auf dem Autodach zu platzieren, dass ich nur noch die Schrauben festdrehen und die Fahrräder fixieren musste.

»Was bist du bloß für eine Pfeife«, sagte Maya, als sie endlich ihre Käfige auf dem Rücksitz verstauen konnte.

Inzwischen saß Betty am Steuer. Ich war ihr wohl zu langsam gefahren. Im Radio lief *Sweet About Me*, Mayas Lieblingslied, das sie laut und textsicher mitsang. Betty fuhr hundertzwanzig. Ich stellte mir mit

aufeinandergedrückten Lippen vor, mit welcher verheerenden Zerstörungskraft der Fahrtwind auf den Gepäckträger einwirkte. Auch Straßenschäden und holpriger Streckenbelag arbeiteten gegen meine Urlaubsstimmung. Dieses Rütteln, das konnte nicht mehr lange gut gehen! Bei jedem unerwarteten Geräusch zuckte ich zusammen. Das Radio meldete einen schweren Unfall zwischen Amsterdam und Amersfoort, acht Kilometer Stau. Ich ließ das Seitenfenster herunter, steckte den Kopf heraus und verrenkte mir fast den Hals, um Sichtkontakt zu den Fahrrädern zu bekommen.

»Stimmt was nicht?«, fragte Betty.

»Bloß frische Luft«, antwortete ich. »Die Meerschweine stinken wie Sau.«

Betty warf mir einen Jetzt-stell-dich-mal-bloß-nicht-wieder-so-an-Blick zu und überholte ein buntes Wohnmobil.

»Voll die Scheiße, mein Mathelehrer!«, rief Maya und duckte sich. »Wenn der in unserem Ort Urlaub macht, bring ich mich um.«

»Eher bring ich *ihn* um«, sagte ich, spannte meinen rechten Daumen an und legte Zeige- auf Mittelfinger. Ich kniff die Augen zusammen, zielte, »peng, peng«. Dann blies ich imaginären Pulverdampf weg.

»Total bescheuert, Cowboy?«, sagte Betty. »Kann sich garantiert keine Zehntelsekunde im Sattel halten, der alte Sack, aber John-Wayne-Flausen ganz dicke!«

Ich lächelte besänftigend, verwandelte im Handumdrehen meine Fingerpistole in ein V. »Make love, not war.«

»Und außerdem«, sagte Betty, »ist der Mathelehrer gar nicht so schlimm.«

»Wie bitte?«, rief Maya. »Weißt du, was der neulich zu Lars gesagt hat? ›Du bist so dämlich‹, hat er gesagt, ›du kannst später noch nicht mal Verteidigungsminister werden!‹«

»Da habe ich in meiner Schulzeit aber wesentlich Schlimmeres erlebt«, sagte ich. »Meine Klassenlehrerin in der Grundschule zum Beispiel. Die wollte einem Mädchen, das Linkshänderin war, mit einer Kordel den linken Arm auf dem Rücken festbinden. Das Mädchen wehrte sich, und bei dem Gerangel hat die Lehrerin ihm den Arm gebrochen.«

»So was würde sich heute kein Lehrer mehr trauen«, sagte Maya. »Da sieht man mal wieder, wie alt du schon bist.«

Betty lachte.

»Du fällst mir also auch in den Rücken«, sagte ich. Demonstrativ konzentrierte ich mich jetzt auf die Treibhauslandschaft, die an uns vorbeiflog, und lauschte auf verdächtige Geräusche vom Autodach. Betty schaltete das Radio wieder ein und lieferte mir damit noch einen weiteren Scheidungsgrund: Radio Noordzee 100.7 FM brachte *High On Emotion* von Chris de Burgh. Betty sang mit, als ginge es um den Sieg beim Eurovision Song Contest.

Betty. Ich hatte sie vor fünfzehn Jahren an einem Freitagvormittag im April kennengelernt. Der Tag hatte nicht gut angefangen. Mein Faxgerät hatte einen

Papierstau. Meine Reparaturversuche führten zum Totalschaden. Einen Internetanschluss hatte ich damals, Mitte der Neunzigerjahre, noch nicht, deshalb musste ich meinen Artikel über den beliebten Popsänger Chris de Burgh zu Fuß zur Post bringen. Unter der Überschrift *Kuschelrock für Omi* hatte ich kein gutes Haar an dem Iren und seiner Musik gelassen. Aufgedreht, berauscht von dem Gedanken, einen Weltstar gestürzt und aus der Halle des Ruhmes verjagt zu haben, hätte ich nur meine Arme ausbreiten müssen, um loszufliegen. Der Boden der Tatsachen hatte mich wieder, als ich merkte, dass ich den Brief an die Redaktion gleichzeitig mit einem Honorarscheck eingeworfen hatte, den ich in der Sparkasse neben dem Postamt einlösen wollte.

Bis zur nächsten Leerung waren es noch gut siebzig Minuten, und es regnete. Ich wäre gern in das italienische Café gegenüber gegangen, aber das war mir zu riskant. Ich durfte den Briefkasten nicht aus den Augen lassen.

Ich beobachtete die Postkunden. Manche konnten sich nur schwer von ihren Briefen und Karten trennen. Sie standen unschlüssig vor dem Kasten herum, drehten und wendeten ihre Schreiben oder Grüße, zögerten den Abschied hinaus. Vielleicht machten ihnen Zweifel an der Zuverlässigkeit des Beförderungsunternehmens zu schaffen, oder sie überlegten, ob sie das, was sie da geschrieben hatten, besser nicht geschrieben hätten. Andere dagegen erledigten ihren Einwurf mit der grimmigen Entschlossenheit von Staatsanwälten und Attentätern oder

der siegesgewissen Beschwingtheit routinierter Heiratsschwindler.

Mir war kalt. Um mich aufzuwärmen, stellte ich mir vor, wie sich Chris de Burgh über meinen Verriss ärgern, wie er an die Decke gehen und platzen würde. Vor ein paar Jahren hatte ich ihn in seinem Hotelzimmer interviewt. Er saß, nein: thronte mit einem Whiskeyglas und ein bisschen unrasiert im weißen Bademantel auf einem Bett, dessen Laken kunstvoll zerwühlt und mit Schnee aus Kopfkissenfedern bestreut war. Ein schwarzer Damenstrumpf, zwei rote Schuhe mit dolchspitzen Absätzen gehörten ebenfalls zur Dekoration, die eine nächtliche Orgie soufflieren sollte. Rock 'n' Roll! Aber ich war in den verschwitzten Zimmern von Iggy Pop und Liam Gallagher gewesen, hatte den scharfen Geruch nach Sex auf Leben und Tod gerochen. In de Burghs Suite roch es bloß nach Inszenierung und Bluff. Falls im Bett des Musikers mit den vielen goldenen Schallplatten überhaupt etwas stattgefunden hatte, dann höchstens eine müde Kissenschlacht.

Chris de Burgh spielte mit dem Gürtel seines Bademantels, und nach einem großen Schluck goldgelber Flüssigkeit atmete er tief durch. Unvermittelt und ungefragt behauptete er, nie Kritiken zu lesen. Als kreativer Rockmusiker habe er Besseres zu tun. »Rockmusiker?«, fragte ich. »Sorry, Sie meinen wohl: Schlagersänger.«

Da war unser Gespräch zu Ende. Der Sänger von *High On Emotion* kreischte und schüttete mir den Inhalt seines Glases ins Gesicht. So flog immerhin auf, dass sein Whiskey, den er mit dem Brimborium eines harten Trinkers zu sich genommen hatte, in Wirklichkeit Kamillentee war. »Fucking bloody bastard«, schrie der unsympathische Ire, »fucking bloody German Nazischwein!« Zwei Bodyguards kamen aus dem Nebenzimmer und packten mich nicht nur am Kragen.

Aber jetzt hatte ich zurückgeschlagen. Ich hatte de Burgh einen Rockeunuchen genannt und auch sein Teedesaster nicht verschwiegen. Außerdem hatte ich behauptet, er sei Toupetträger. Sauber recherchiert war das zwar nicht, aber einem irischen Nervenzusammenbruch bestimmt förderlich. Ich lachte in mich hinein, eine dunkelhaarige Briefschreiberin lächelte zurück.

»Kennen Sie Chris de Burgh?«, fragte ich.

»Chris de Burgh?«, antwortete sie. »Ja, natürlich! *Don't Pay The Ferryman*. Und *The Lady In Red*, Lieblingslieder von mir! Auch Fan?«

Ich ließ die Frage im Raum stehen. Der Regen war vorbei, und in den Augen der Frau ging die Sonne auf. Sie war so schön, dass ich wünschte, alle Männer außer mir fielen augenblicklich tot um. In hastigen, unvollständigen Sätzen und mit mindestens zwei groben Verstößen gegen die deutsche Grammatik erzählte ich von meinem verlorenen Scheck. Die Frau lächelte mitfühlend. Es war ein Wunder von einem Lächeln. Dann warf sie ihren Brief ein und ging.

Ich sah ihren Beinen nach, den wehenden Haaren. An diese Frau musste Chet Baker gedacht haben, als er sein schönstes Lied sang, *Let's Get Lost*.

Noch vierzig Minuten bis zur Leerung. Ich las meinen Reisepass von der ersten bis zur letzten Seite, zählte mein Kleingeld. Ich überlegte, mir das Rauchen wieder anzugewöhnen. Auf der Straße ereignete sich beinahe ein Blechschaden, auf dem Gehweg kam es zu einem Ehestreit. Ich dachte über die Liste meiner zwölf Lieblingssongs nach. Ein Bekannter, der mir seit Monaten Geld schuldete, nicht viel, aber auch nicht wenig, kam mir entgegen. Er hatte seine kleine Tochter an der Hand. Ich drehte mich weg, weil ich weder ihm noch mir den Tag verderben wollte. Da sah ich, wie die Dunkelhaarige das italienische Café gegenüber verließ. Sie hatte ein Tablett in der Hand. Darauf zwei Gläser Prosecco und ein paar Happen Antipasti. Und sie kam direkt auf mich zu.

»Zum Zeitvertreib«, sagte sie, als sie das Tablett auf dem gelben Briefkasten abstellte.

Ich prostete ihr zu und wünschte, die Zeit bliebe stehen. Als die Leerung erfolgte, hatte ich meinen Scheck längst vergessen. Betty war es, die dem Mann mit dem Postsack mein Problem erklärte.

Die Sonne schien, als wir vor unserem Ferienhaus eintrafen. Deichgras bog sich im Oktoberwind, Möwen umkreisten den schwarz-weißen Leuchtturm und schrien wie bei Robert Louis Stevenson. Auf dem Parkplatz deutsche Kennzeichen, Rhein und Ruhr. Wetterberichte